

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

**Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender
für den Bürger und Landmann**

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ein Vesperstündchen

urn:nbn:de:bsz:31-62031

und wenn einer es daran fehlen lasse, müsse er extra dazu ermahnt werden. Auch eine Meinung! Doch wir wollen nicht mit ihr streiten, das Frauenzimmer behält ja doch immer recht.

Drittens: Die Bauern. Wir wollen sagen, es waren hundert wohlhabende bäuerliche Haushaltungen. Durchschnittlich erhielt gewiß jeder fremde Reisende in jeder Haushaltung ein Geschenk im Wert von mindestens zwei Pfennig. Thut pro Jahr, bei zehn Durchreisenden täglich, einen Gemeindefchaden von hundert mal 73 Mark, das heißt zusammen 7300 Mark. Im ganzen Oberamt von, ich will sagen, zwanzig derartigen Dörfern gebe das das schöne Budget von 146 000 Mark. Hei, das sind Summen, lieber Leser! Aber rechne sie nach und widerlege mich! Ich will nun zugeben, daß zehn „Reisende“ Tag für Tag etwas viel ist. Sagen wir fünf — so giebt's 73 000 Mark. Und dabei sind die massenhaft auftretenden Zigeuner, die oft in Banden bis zu vierzig Köpfen die Dörfer überfallen, nicht gerechnet, und von dem moralischen Schaden, den diese schlimmen Gesellen (im Vergleich zu denen die Handwerksburschen, zumal es auch ordentliche darunter giebt, wahre Heilige sind) anrichten, wollen wir heute schweigen. Nein, nur die Festsbrüder! Wenn nun diese Landesstreicher, die notabene gar nichts arbeiten, ein Oberamt auf jährlich nur 20 000 Mark kommen sollten, so ist das doch schon kolossal viel Geld für einen solchen Zweck! Nicht? Aber soviel kosten die „fremden Reisenden“ ganz gewiß jeden Bezirk oder Kreis im deutschen Vaterland jährlich, und das Königreich Württemberg, in dessen Grenzen unsere Geschichte verspielt hat, giebt demnach mit seinen 64 Oberämtern für die Stromer jährlich mindestens netto eine Million Mark aus, Baden etwa 700 000 Mark, — und dieses Geld ist einfach zum Fenster hinausgeworfen! In Bremen ist jüngst ein Buch herausgekommen, betitelt: „Dunkle Bilder aus dem Wanderleben“, das von einem geretteten ehemaligen Handwerksburschen geschrieben ist. Der berechnet den Aufwand des Deutschen Reiches für die Stromer auf etliche 300 Millionen! Wer will nun auf die Bauern, die doch gewiß den größten Teil der Last tragen, einen Stein werfen?

Viertens: Der Handwerksbursche. Ja, das war schon ein geliebter Geselle. Gewiß giebt es unter den Stromern auch solche, die brave Menschen sind und durch unverschuldetes Unglück in Not geraten. Aber ob wir den untern dazu rechnen dürfen, ist doch nicht sicher. Mir scheint, er wollte vor allem den Leuten einen Denzettel anhängen, und ich fürchte, dies war ihm wichtiger als die Religion und das Gesangbuch. Aber gewiß weiß ich's nicht, und der Leser auch nicht, wir wollen also nichts gesagt haben! In Wahrheit hat er jedenfalls so unrecht nicht gehabt. Es ist eben nicht recht von einem christlichen Volk, daß es die „Wanderer“ so verkommen läßt. Arme Leute muß es immer geben, ja, da ist nichts zu machen, aber Bettler brauchen wir nicht aufkommen zu lassen. Man Sorge dafür, daß diese jungen kräftigen Leute arbeiten müssen, und sie werden nicht auf der Straße verderben.

Mit einem Wort: Der Staat, das Gesetz, muß diese Sache endlich in die Hand nehmen. Anders geht es nicht. Der Staat nehme das Miesgeld, das die Landstreicher ja doch so wie so kosten, und greife der christlichen freiwilligen und privaten Wohlthätigkeit mit Kraft unter die Arme. Denn die Anstalten der christlichen Liebe, die Rettungshäuser, die Herbergen zur Heimat und die Arbeiterkolonien (Wilhelmsdorf,

Dornahof, Ankenbusch und wie sie alle heißen), sind angehts der furchtbaren Not bis dato nur ein Tropfen ins Meer.

Ja — sagt der Leser nachdenklich — man hat doch Verpflegungsstationen! Helfen denn die nichts? Antwort: Nein, sie helfen wenig. Namentlich, weil sie leider Goites unbegreiflicherweise nicht über das ganze Reich ausgedehnt sind. Würden sie ein großes Netz bilden, es wäre schon eine große Hilfe, und die Erfinder dieser Einrichtung, der württembergische Dekan Kemmler in Nagold und der Oberamtmann Hugel in Hall, verdienen den Dank aller Menschenfreunde. Aber so, wie es ist, nützt die Sache nicht viel. In des Verfassers Gegend waren auch eine Zeitlang solche Stationen eingerichtet. Die „Reisenden“ bettelten trotzdem nach wie vor die Ortschaften ab und so waren die Ausgaben doppelt. Die ländliche Polizei ist gegenüber diesen Wanderern, wie gegenüber den Zigeunern, völlig machtlos. Und wenn man je einmal in einem Ort die Festsbrüder wirklich einsperrt, wie das papieren Gesetz befiehlt, so werden sie erstens hierdurch nicht gebessert und zweitens muß sie die Gemeinde dann gesetzmäßigerweise einen ganzen Tag verköstigen. Nein, nein, es hilft alles nichts, der Staat, das Gesetz, muß energisch, und nicht wie bisher bloß auf dem Papier, eingreifen.

Moral: Der Leser wähle das nächste Mal einen Abgeordneten, der dazu helfen will!

Ein Vesperstündchen.



eneditt
Schwämmle
war Mate-
rialist, d. h.

er hatte ein Materialwarengeschäft in B. Wenn seine Gattin ihn auch noch außerdem einen „Materialisten“ nannte, so war dies eine willkürliche Auffassung der Frau Schwämmle; sie konnte darunter nur jene Richtung verstehen, deren Anhänger einen saftigen Kalbsbraten allen geistigen Genüssen vorziehen und deren Ideale einem Fätschen Bod so ähnlich sehen, wie ein Ei dem andern. Herr Schwämmle war also ein zweifacher Materialist, aber — zu seiner Ehre sei es gesagt — ein dreifacher, auch ein Materialist in Glaubenssachen, war er nicht; im Gegenteil, er hielt sich für einen sehr guten und gläubigen Christen, wenn er auch am Sonntag morgen viel gewissenhafter auf den Besuch der Elfemeffe als auf den der kirchlichen Messe hielt. Von seinem Tagewerk war ihm das Vesperstündchen das allerliebste, und unter diesen Vesperstündchen standen die obenan, an denen ihm

seine Frau ein paar Wiener Würstchen vorsetzte. Wenn diese nicht zu kalt oder zu hart und namentlich nicht zu kurz und nicht zu dünn waren, welcher Umstand ja zuweilen seiner Freude über diese Götterweise einige Vermutstropfen beimengte, konnte er es beim Anblick der dampfenden Würste begreiflich finden, daß Esau sein Erstgeburtsrecht für ein Lieblingsgericht verkaufte. Und daß dieses Lieblingsgericht nicht bloß ein Linsengericht sein konnte, wie das alte Testament irrtümlich erzählt, sondern Linsen mit Wiener Würsteln, nahm Herr Schwämmle für selbstverständlich an. Er wenigstens dankte seinem Schöpfer, daß er ihn als sechstes und nicht als erstes Kind seiner Eltern das Licht der Welt hatte erblicken lassen, denn in diesem Augenblick, in dem unsere Geschichte beginnt, fühlte er es mit aller Gewißheit, er wäre imstande gewesen, ein zweiter Esau zu werden und um ein paar Wiener Würsteln sein Erstgeburtsrecht fünfmal an alle fünf Geschwister zu verkaufen! Der Leser wird hieraus bereits erkannt haben, daß Herr Schwämmle gerade sein Vesperstündchen hält und daß sein Vesperbrot aus Wiener Würsteln bestand. Zu allem Ueberflus stand noch ein Glas schäumendes Bier dabei — Schwämmle beneidete die Götter nicht um ihr Nektar und Ambrosia — im Gegenteil, er war überzeugt, daß er ihren Neid herausgefordert haben würde, hätten sie eine Ahnung von seiner Mahlzeit gehabt. Eben hatte er die eine Wurst an die Gabel gespießt, um sie zum Munde zu führen — denn zerhackt dürfen diese Würste beileibe nicht werden — da „zwischen Lipp und Kelches Rand“ — da nabte das Verhängnis in Gestalt der Frau Schwämmle. Wie ein Sturmwind kam sie ins Zimmer gefaust, warf einen Rod von höchst verdächtigem Aussehen auf den Tisch, so daß der Krug des desselben, der einen auffallend fettigen Spiegel zeigte, gerade auf Schwämmles Teller fiel. Im Vorüberfliegen wurde die Gabel samt der Wurst Herrn Schwämmle aus der Hand gerissen und weit ins Zimmer geschleudert, und starb vor Schreck und mit offenem Munde blinzelte Schwämmle dem entrißenen Lederbissen nach, der ihm im wahren Sinn des Wortes vom Munde hinweggeschnappt worden war. „Frau,“ rief er entrüstet, als er wieder eines Wortes fähig war, „wenn du mir die Würsteln nicht gönnst, dann stelle sie mir gar nicht erst vor; aber sie mir so recht appetitlich vor Augen zu stellen und mir dann die eine vom Munde wegzureißen und die andere durch einen so schmutzigen Rodfragen, wie dieser da ist, zu vereteln — das ist perfide — das ist schändlich.“

„Jetzt komme du mir auch noch mit deinen Würsten,“ rief Frau Schwämmle erregt, „als ob ich nicht schon Ärger genug hätte! Soll ich auch noch an deiner Ungeschicklichkeit schuldig sein?“ — „Frau, erlaube mir,“ erwiderte Herr Schwämmle etwas eingeschüchtert, „nicht ich, sondern du —“ — „Schweig, Schwämmle, und laß mich wenigstens ausreden. Auf der ganzen Welt giebt es keine Frau, die so viel Ärger hat als ich; Magd, Mann, Kinder — alle gehen sie nur darauf aus, mir das Leben sauer zu machen.“

Schwämmle hatte keine Ahnung, was etwa Sgures vorgefallen sein mochte; er vergaß den eigenen Ärger über der Bemühung, zu erforschen, was seine Frau so in den Harnisch gebracht haben könne. Er überflog in aller Eile alle häuslichen und wirtschaftlichen Vorgänge des Jahres, Näherin, Putzerin, Maurer, Kammerlehrer u. dgl. m. „Hast du denn schon wieder große Wäsche,“ fragte er endlich, „ich meine doch, du

hättest erst in der vorigen Woche ärgerliche Tage gehabt?“ — „Ach was Wäsche! es giebt tausendertei Dinge, die dazu da sind, eine Hausfrau zu Tod zu ärgern, von denen ihr Männer gar keine Ahnung habt. Wer hätte das von der Kathrine gedacht!“ Jetzt hatte Herr Schwämmle doch endlich einen Anhaltspunkt — die Kathrine als Blutableiter — und wußte, woher der Wind blies; ohne zu wissen, um was es sich eigentlich handelte, blies er gleich aus vollen Backen mit. „Ja die Kathrine, ich habe dir schon oft gesagt: schide sie fort. Sie versteht nichts vom Kochen — erst heute mittag hat sie die Linsen total ange —.“ — „Du denkst an nichts als ans Essen,“ unterbrach Frau Schwämmle heftig ihren Gatten, „kochen kann sie gut genug, aber unordentlich ist sie wie keine. Wenn ich nicht dahinter gekommen wäre, unser Zimmerherr kündigte uns ganz gewiß bis zum ersten das Zimmer, wir kämen durch diese schlampige Person in Verruf und fänden sicher keinen ordentlichen Mieter mehr für das schöne Stübchen.“

„Lang genug hast du eigentlich jetzt geredet, aber tothschießen lasse ich mich, wenn ich weiß, wo du eigentlich hinaus willst,“ sagte der Hausherr fast ärgerlich. „Du warst immer schwer von Begriff, jedes Kind begreift, was ich meine, wenn es diesen Rod anseht.“ Mit diesen Worten zog Frau Schwämmle das corpus delicti von dem Teller und hielt es ihrem Eheherrn vor Augen. Dieser warf einen flüchtigen Blick auf den Rod, einen langen, schmerzlichen auf das nun wieder bloßgelegte, jetzt nicht mehr dampfende Würstchen, und indem er sich niederbeugte, um den an der Gabel gespießten Kameraden aus dem Teller zu nehmen, den Berstophenen freundlich aufgenommen hatte, herbeizuholen, flüsterte er seufzend: „Vernichtet, verdorben durch einen Augenblick.“ — „Was Augenblick? Nein, Benedikt, da irrst du dich. Das ist nicht mit einemmale geschehen, das ist eine monatelange Nachlässigkeit, die da zum Vorschein kommt. Wäre der Tapezier nicht in der Stube des Herrn Assistenten, um die Matrage auszuklopfen, ich wäre vielleicht nie dahinter gekommen, wie seine Kleider herumliegen und wie sie aussehen. Denke dir nur, Schwämmle, sein Hut lag unter dem Stuhle — sein Rod auf dem Bodenstisch und in diesem Zustand!“ — In diesem Augenblick kam der Blutableiter Kathrine mit rotgeweiteten Augen ins Zimmer, ein sicheres Anzeichen für Schwämmle, daß die Aufregung seiner Gattin nur noch ein leiser Nachhall des Donnerwetters war, das sich bereits über Kathrines Haupt entladen hatte.

„Hier ist das Benzin und hier ist die Fleckenseife,“ sagte sie schluchzend, indem sie ein Fläschchen und ein Stückchen grüner Seife auf den Tisch legte. In jedem andern Falle hätte Herr Schwämmle Mitleid mit Kathrine gefühlt, aber heute betrachtete er ihren Schmerz mit einer Art Befriedigung; war sie doch die Ursache, daß ihm für heute, ja vielleicht für lange Zeit aller Appetit zu seinen Wiener Würsteln vergangen war. Es war nur gerechte Strafe. „So, jetzt hole auch noch den Hut, der im Zimmer des Herrn Assistenten liegt, der braucht auch eine gründliche Reinigung. Wenn der Tapezier weg ist, werde ich einmal den Kleiderschrank des Herrn Beugel mustern; wenn es da nicht besser aussieht, als wie es in der Stube ansah, dann tanntst du dir aufs Ziel einen neuen Dienst luchen, das sage ich dir im voraus. Mit diesen Worten verschwand Frau Schwämmle samt dem Rod durch eine Seitenthüre und Kathrine folgte langsam mit Seife und Benzin. Eine halbe

Stunde lang hörte Schwämmle, wie seine Frau den Rock mit Bürste und Wasser und die Kathrine mit Scheltworten herunterputzte. Als beide gründlich gemacht waren, lehrte Frau Schwämmle etwas ruhiger mit dem feuchten Rock über dem Arm zu ihrem Manne zurück, der inzwischen seinen Hunger durch ein Stückchen trockenen Brotes und den „Tagesboten“, seinen Durst aber durch das etwas warm gewordene Bier gestillt hatte.

„Da schau,“ sagte Frau Schwämmle und hielt ihrem Gatten den nassen Rock unter die Nase, „mit solch einem abgerissenen Aufhengel geht der Herr Assistent schon vielleicht seit Wochen herum. Was der nur von uns denken mag!“

„Hm,“ brummte Herr Schwämmle. Er hatte sich so in einen Artikel über Einfuhrsteuer vertieft, daß nur das Gefühl in ihm Platz griff, seine Ehehälfte könnte etwas gesagt haben, worauf sie Antwort erwartete. Frau Schwämmle setzte sich an ihren Nähstisch, um den Schaden auszubessern. Nachdem dies geschehen war, durchsuchte sie, wie dies stets ihre Gewohnheit gewesen, alle Rocktaschen, um sich zu überzeugen, daß dieselben nicht schadhast seien. Bisher fand sie keine, dagegen fühlte sie in der Rocktasche etwas, das ein Brief sein konnte, und sofort sprang Frau Schwämmles Eifer und der Rest ihres Unwillens in die allernäherste, unangenehmste Neugierde um. Verstehten schaute sie zu ihrem Manne hinüber, doch der war in seine Zeitung vertieft, der bemerkte es nicht, wenn sie den Brief, den sie bereits hervorgezogen hatte, ein klein wenig öffnete und ihn rasch durchsah. Es war — das fiel ihr gerade noch ein — eigentlich ihre



Dieses Schweigen herrschte im Zimmer.

Sie hatte eine erwachsene Tochter und der Herr Assistent zeigte einiges Interesse für das Mädchen, und sie als Mutter sollte so leichtsinnig sein, eine so gute Gelegenheit unbenutzt vorbegeben zu lassen, einen Blick in die Privatangelegenheiten dieses Herrn zu werfen? Nein, das wäre nicht leichtsinnig, das wäre geradezu gewissenlos, und Frau Schwämmle war eine sehr gewissenhafte Mutter. Dieses Schweigen herrschte im Zimmer, nur hier und da unterbrochen durch ein leises Knittern, das bald von dem Zeitungsblatt des Herrn Schwämmle, bald von dem halb versteckt gehaltenen Briefe herrührte, den Frau Schwämmle mit vieler Mühe zu entziffern suchte. Allmählich wurde es lebhafter. Herr Schwämmle murmelte beifällig, Frau Schwämmle brummte mißfällig, bis sie mit einemmale losbrach: „I, das ist ja niederrächlig, das ist ja schändlich, nu warte nur, umsonst bin ich nicht hinter deine Schliche gekommen!“

Man kann es Herrn Schwämmle, der von dem Briefe keine Ahnung hatte, nicht verdenken, daß er diese Worte auf sich bezog und daß ihm dabei etwas

ängstlich zu Mute wurde; jetzt sollte wohl auch über ihn eines der Wetter hereinbrechen, die heute an dem Horizont seiner Gattin aufzogen. Auch wenn er sich keiner Schuld bewußt war, es unterlag keinem Zweifel, wenn seine Gattin ernstlich wollte, gelang es ihr mit leichter Mühe, aus allerhand Bröckelchen und Spänchen einen Scheiterhaufen aufzubauen, auf den sie ihn setzen und ihm gründlich die Hölle heiß machen konnte. Als er aufschaute, stand sie vor ihm mit einem Blatt Papier in der Hand und sie kam ihm vor wie ein Cherubim mit dem flammenden Schwert. Was mochte es nur sein, das sie erfahren hatte? Sollte sie hinter einige geschäftliche Schliche gekommen sein, die er sich hier und da ohne ihr Wissen erlaubte? War es nicht auch ihr Vorteil, wenn er dem Himmel zuweilen etwas pulverisiertes Cedernholz zusetzte? War es nicht lobenswerte Sparsamkeit, wenn er auf diese Weise seine leeren Cigarrenstümpfen gut verwertete? Wäre der Pfeffer nicht zu heiß und der gestosene Zucker nicht viel zu süß gewesen, wenn er erstern nicht mit Straßenstaub, letztern mit Kreide genießbarer gemacht

hätte? — „Da lies einmal diesen Brief,“ mit diesen Worten unterbrach Frau Schwämmle die treffliche Verteidigungsrede, die ihr Mann sich soeben selbst hielt, und indem er den Brief entfaltete, durchzuckte ihn noch der rettende Gedanke: „Nichts eingestehen, alles leugnen.“ Mit diesem lobenswerten Vorsatz las er den Brief bis zu Ende. „Der Brief ist ja gar nicht an mich,“ sagte er endlich erleichtert aufatmend, als er ihn seiner Gattin wieder zurückgab. „Nun, das fehlt mir noch, daß der Brief an dich wäre, begreifst du denn nicht, daß er dem Herrn Assistenten gehört, wenn ich ihn in dessen Rocktasche — Ich meine, wenn er aus dessen Rocktasche herausgefallen ist?“

„Ach so,“ rief Schwämmle beruhigt, „da geht er uns ja gar nichts an, da steckst du ihn einfach wieder hinein, was kümmern uns dessen Briefe?“

„Er geht uns nichts an, sagst du, und willst ein pflichtgetreuer Vater sein? So viel liegt dir am Wohl und Weh deiner Kinder?! „Was kümmern uns dessen Briefe,“ schöner Vater das, das muß ich sagen. Pui, schäme dich!“

Armer Schwämmle! so hatte dich deine Ahnung doch nicht betrogen, schon zappelst du auf dem Scheiterhaufen, ohne zu wissen, wie du hinaufgekommen, was du verbrochen hast.

„Was haben denn meine Vaterpflichten mit dem Briefe zu schaffen, den Frau Beugel an ihren Sohn schreibt?“ fragte Herr Schwämmle mit einem Armenfündergesicht, denn der Gedanke erschreckte ihn, er könne doch etwas gebost haben, was den Zorn seiner Gattin reizte.

„So, das weißt du nicht? Nun, da setze dich einmal hierher,“ sagte Frau Schwämmle und drückte

ihren Gatten in die linke Sofaede, „ich werde dir das erklären.“ Gehorsam setzte sich Schwämmle nieder, um sich seine Vaterpflichten auseinanderzusetzen zu lassen; seine Gattin nahm ihm gegenüber Platz. Hätte sie sich statt dessen auf den Tisch gestellt, in der einen Hand eine Waage, in der andern ein Schwert haltend, und wäre ihr Gewand etwas antiker drapiert, ihr Aussehen etwas überirdischer gewesen — sie hätte der strafenden Gerechtigkeit aufs Haar geglichen!

„Schwämmle,“ begann sie mit dumpfem Tone, „weißt du denn auch, daß du Töchter hast?“ — „Ja, ja — d. h. eigentlich hast du sie bekommen,“ stotterte Schwämmle im Tone der Entschuldigung. Er war sich noch ganz unklar, wo seine Gattin hinaus wollte, und hielt es für das geratenste, alles zu leugnen und nichts auf sich sitzen zu lassen. „Das ist jetzt ganz egal, wer sie bekommen hat, die Hauptsache ist, daß wir sie haben. Weißt du, wie alt unsere Älteste ist?“ — „Zwanzig Jahre,“ sagte Schwämmle im Tone eines Schuljungen, der von seinem Lehrer gefragt wird, wie lange es her ist, seit Deutschland ein Kaiserreich geworden.

„Nun und hast du schon daran gedacht, wie du dein Kind einmal standesgemäß versorgen willst?“

„Zu was soll das nützen? Wenn einmal einer kommt, der sie heiraten will, dann werde ich schon meine Schuldigkeit als Vater thun.“ Herr Schwämmle warf sich in die Brust; seiner Meinung nach hatte er sehr schön gesprochen. „Also wenn einer kommt, willst du daran denken, das ist recht brav von dir,“ höhnte Frau Schwämmle, „wenn aber keiner kommt?“

„Nun, da können wir auch nichts machen. Wir führen die Mädchen auf Bälle, kleiden sie nach der neuesten Mode, lassen sie tanzen, schwimmen, Französisch, Kochen, Klavier spielen und bügeln lernen — wir haben unsere Schuldigkeit gethan.“ — „Du vergißt, Schwämmle, daß ich sie das alles lernen ließ, du hast dabei nichts zu thun gehabt, als bloß das Geld dazu herzugeben.“ — Frau Schwämmle sagte das so wegwerfend, als ob das Geldhergeben für einen Hausvater das größte Vergnügen von der Welt wäre — „das reicht aber heutzutage nicht mehr aus, ein Mädchen an den Mann zu bringen. Du weißt gar nicht, wie zahllos die Reize sind, mit denen die jungen Männer jetzt von allen Seiten umgarnt werden, es ist eine wahre Kunst, einem so nahe zu kommen, daß man ihm die Augen über die Vorzüge der eigenen Töchter und über die Fehler der andern jungen Mädchen öffnen kann. Uns war das Glück günstig, wir hatten den Herrn Assistenten im Hause und ich habe in jeder Beziehung meine Schuldigkeit als sorgsame Mutter gethan — und nun ist alles vergeblich gewesen.“ Frau Schwämmle ließ wie gebrochen die Hände in den Schoß sinken und blickte mit feuchten Augen auf den Mörder ihrer Hoffnungen — auf den Brief nämlich. Von Mitleid bewegt, sagte Schwämmle ihre Hand: „Laß es gut sein, Venerl, wenn der Assistent nicht anbeissen will, so müssen wir uns halt trösten.“ —

„Wer spricht denn von nicht anbeissen wollen? Der Herr Assistent hat ja schon angebissen, er ist ja bis über die Ohren verliebt in unsere Mathilde? Aber es kann nun und nimmermehr etwas daraus werden.“

„Nun, das ist ja kein Unglück,“ meinte Herr Schwämmle schlichtern, „so ein Assistent muß erstens lang auf eine Anstellung warten, hat gewöhnlich kein Vermögen, bloß einen knappen Gehalt, oft auch noch Schulden, manchmal sogar noch Eltern, die er er-

halten muß, das ist doch gewiß kein so großes Glück für ein Mädchen, daß man sich darüber grämt, wenn nichts daraus wird. Herr Schwämmle hatte alles hervorgerufen, um den Verlust des Herrn Assistenten in den Augen seiner Frau zu einem Gewinn zu gestalten, aber dieser Trost schlug nicht an bei seiner Frau. „Meinst du, ich wäre so unüberlegt als Veugel gegangen? Ich hatte längst die Verhältnisse des Herrn Veugel ausgekundschaftet, und sie ließen nichts zu wünschen übrig. Als einziger Sohn einer Witwe — sein Vater war ein reicher Fabrikant, als Nefse eines Ministers, der im Ministerium eine Stelle bekleidet, und bei einer alten, kränklichen Tante, die er beerben wird, hatte er alle die Eigenschaften, die man sich an einem Schwieger-sohne wünscht.“ Mit einem schmerzlichen Seufzer brach Frau Schwämmle ab.

„Hat er denn diese schönen Eigenschaften nicht mehr?“ fragte jetzt Herr Schwämmle besorgt; die eben vernommenen Tugenden seines einstigen Schwiegersohnes sungen an, auch ihn für diese Sache zu erwärmen.

„Jetzt sage mir mir einmal, zu was du den Brief gelesen hast? Du scheinst ja rein gar nichts von dem zu wissen, was darin steht?“ Frau Schwämmle wurde schon wieder gereizt und Schwämmle beeilte sich, sie durch Milde zu besänftigen. „Liebe Frau, bedenke doch, ich war ja gar nicht vorbereitet, als ich den Brief las, wie konnte ich ihn denn verstehen.“

„Also da lies ihn jetzt einmal laut vor, ich will dir die Augen öffnen, im Fall sie dir nicht von selbst aufgehen.“ Herr Schwämmle las:

„Lieber Sohn!

Gegen Deinen Voratz, Dich verheiraten zu wollen, haben wir zwar nichts einzuwenden, aber Dein Vater meint, Du hättest schon noch ein Weilchen warten können, bis Du Dir noch etwas gespart hast.“ —

„Nun,“ unterbrach Herr Schwämmle sich selbst im Vorlesen, „absolut scheinen ja die Alten nicht gegen die Heirat zu sein, ihr Sohn soll nur noch ein Weilchen warten, unsere Mathilde ist ja auch noch jung.“ —

„Aber Schwämmle, du Blindschleiche, habe ich dir denn nicht eben erzählt, daß Herr Veugel gar keinen Vater mehr hat, d. h., daß er mir das vorgezwinkelt. Sohn einer reichen Witwe — das sieht mir gerade darnach aus!“

„Nun, nun, er hat sich halt geirrt, das kann jedem passieren; reich können seine Eltern deshalb doch sein.“

„Vies weiter,“ befahl Frau Schwämmle kurz.

„Eine große Aussteuer können wir Dir nicht geben, das weißt Du, aber ein Bett, einen Schrank, zwöbft Paar Socken und ein halbes Duzend Hemden denke ich doch zusammen zu bekommen.“ —

„Behauptest du vielleicht noch, daß Herrn Veugels Eltern reiche Leute sind?“ rief jetzt Frau Schwämmle dazwischen. „Das hätte ich nicht gedacht von dem Herrn Assistenten, das ist doch gar nicht recht von ihm,“ murmelte Herr Schwämmle kopfschüttelnd, ohne jedoch zu erklären, was von dem Herrn Assistenten nicht recht sei, ob der Umstand zu tadeln sei, daß er keine andern Eltern habe, oder die Thatsache, daß er sich mit andern Eltern gebrüftet habe. Mißgestimmt nahm er den Brief wieder auf.

„Deinem Vater geht es gut, ab und zu slikt er noch Schube für seine alte Kundschaft, mit neuen Arbeiten kann er sich nicht mehr befassen, er wird halt schon recht alt.“

„Für was für einen Fabrikanten hältst du diesen Vater, der eigentlich, nach Herrn Veugels Aussagen, schon zehn Jahre tot sein müßte?“ fragte Frau Schwämmle

ihren Mann in einem höflichen Tone, als ob nicht sie, sondern er Herrn Veugel als Mann für seine Tochter auszuwählen gehabt hätte.

„Für einen Schustermeister,“ sagte Schwämmle beklammert.

„Nun gottlob, daß du das endlich begreifst! Nun bist du mit dem Briefe fertig, weil du ihn zusammenlegst?“

Es steht nichts mehr von Belang da, weiter nichts als Grüße von den Geschwistern.“

„So, das heißt du weiter nichts, ich habe dir doch eben gesagt, Herr Veugel gäbe vor, der einzige Sohn zu sein.“

Er hat vielleicht noch eine oder zwei Schwestern, da bleibt er doch der einzige Sohn.“

Du mußt doch immer streiten; lies doch einmal die Namen der Geschwister.“

„Deine Geschwister Michael, Johann, Peter und Margareth senden Dir auch Grüße.“

„Wißt du vielleicht noch behaupten, daß das ein oder zwei Schwestern seien?“

Schwämmle fiel es nicht ein, überhaupt etwas behaupten zu wollen, er war ja unschuldig wie ein neugeborenes Kind und fand es sonderbar von seiner Frau, daß sie ihn examinierte, als ob er die Schuld an allem trüge. Um nicht wieder etwas zu sagen, was seiner Frau einen Vorwand geben könnte, ihren Unwillen auf ihn abzuladen, blickte er schweigend auf den Brief, wendete gedankenlos das Blatt um und entdeckte dabei noch eine Nachschrift; daß er so unvorsichtig war, auch diese vorzulesen, das war allerdings jetzt seine Schuld. Unglückseliger Schwämmle, nun mußtst du doch noch den Jander in das Pulverfaß werfen!

„Da finde ich noch eine Nachschrift,“ sagte er ahnungslos und nur von dem Eifer befeelt, Licht in diese mysteriöse Angelegenheit zu bringen, „soll ich sie auch noch vorlesen?“ — „Natürlich.“

„Wenn Deine Hauswirthin so unordentlich ist, wie du schreibst, so bin ich nicht recht damit einverstanden, daß du eine ihrer Töchter heiraten willst, wie du vor hast. Was hilft es dir, wenn sie etwas Vermögen haben? Ein armes Mädchen, das reinlich und fleißig ist, ist mehr wert als ein reiches, wenn es nicht zu Fleiß und Ordnung erzogen ist. Ich bitte Dich, Dir das ja noch einmal zu überlegen.“

Frau Schwämmle war aufgesprungen und riß jetzt ihrem Manne den Brief mit großem Ungestüm aus der Hand. Nachdem sie diese inhaltschwere Nachricht noch einmal durchflogen hatte, lief sie händeringend im Zimmer auf und ab. „Marie und Joseph! das muß ich erleben!“ jammerte sie, „Schwämmle, das kannst du mit solchem Gleichmut vorlesen, und nun sitzt der Unglücks Mensch da, als ob ihn das nichts angehe?“ Schwämmle, — mit diesen Worten schüttelte sie ihn heftig am Arme, um ihn auf die Höhe der Situation zu bringen — „Schwämmle, merkst du denn nicht, daß von deiner Frau und deinen Töchtern die Rede ist? O, diese Blamage bringt mich unter die Erde!“

„So beruhige dich doch, Leneel,“ begütigte Schwämmle die Aufgeregte, „der Herr Assistent wäre ja gar keine Partie für unsere Mathilde, davon haben wir uns ja schon überzeugt.“

„Das ist jetzt Nebensache, davon ist ja schon lange nicht mehr die Rede! Aber in welchen Ruf bringt dieser Mensch unsere Familie, die ganze Zukunft unserer Mädchen ist durch diese Verleumdung vernichtet! O die armen Kinder!“

„Ja, wie kommt der Herr Veugel eigentlich dazu,

solche Dinge über euch auszusagen, er hat doch gar keine Ursache dazu?“ Das war ein Wort zu guter Stunde. Es rief Frau Schwämmle den schmutzigen Rock mit dem zerrissenen Kuffenkel ins Gedächtnis zurück. „Das sind die Folgen von Kathrinens Schlampererei,“ rief sie mit vor Zorn zitternder Stimme — „aber warte, nun soll sie mir sofort aus dem Dienste, keinen Tag dulde ich sie länger im Hause.“

„Laß sie doch wenigstens noch da, bis wir jemand anders —“ das übrige konnte sich Schwämmle sparen, seine Frau war bereits verschwunden und die hastig ins Schloß fallende Thüre war schon die Introduction zu dem Marsch, der Kathrin in der Küche von neuen geblasen wurde und wovon sie und da eine schmetternde Fanfare bis zu dem ängstlich lauschenden Ehegatten drang.

„Guten Tag, Herr Schwämmle,“ ertönte auf einmal aus einer ganz andern Tonart ein freundlicher Gruß von der andern Thüre her. Herr Schwämmle sprang erfreut auf, wurde aber dann immer verlegener, bis er endlich ganz außer Fassung hervorstotterte: „Ei guten Tag, Herr Assistent, was wünschen Sie?“

„Nichts, gar nichts; ich wollte mir so frei sein, mich ein wenig zu Ihnen zu flüchten. In meinem Zimmer hantiert ein langbeiniges, schwarzgelocktes, mit Hammer und Nadel ausgerüstetes Individuum. Ich ziehe Ihre Gesellschaft vor.“ Mit diesen Worten nahm der Herr Assistent seine Zeitung aus der Tasche und setzte sich Herrn Schwämmle gegenüber. Das hatte Herr Veugel schon oft gethan, daran war nichts Auffälliges, aber Herr Schwämmle war dennoch so außer Fassung gekommen, daß er kaum ein „Sehr angenehm“ zwischen seinen festgeschlossenen Lippen hervorquetschen konnte; er gedachte nur mit Entsetzen des Augenblicks, wenn seine Gattin zurückkehren würde. „Herr Assistent,“ sagte er endlich, angstvolle Blicke nach der Seitenthüre werfend, „wäre es Ihnen nicht vielleicht angenehm, in unsere gute Stube zu gehen? Die Luft ist ein wenig schwül hier.“ — „Ach bitte, machen Sie nicht so viele Umstände mit mir, es ist mir durchaus nicht zu warm hier.“

„Aber meine Frau muß gleich kommen, ich fürchte, die wird Sie beim Zeitunglesen am Ende stören.“

„Ach, Frau Schwämmle ist zu Hause? Nun da plaudern wir halt zusammen, die Zeitungen pressieren durchaus nicht.“

Herrn Schwämmle stand der Angstschweiß auf der Stirn: „Ich glaube, Sie thun doch besser, in die gute Stube — d. h. in unsern sogenannten Salon zu gehen. Meine Frau ist nämlich heute nicht in der Verfassung, daß eine gemüthliche Unterhaltung mit ihr in Gang zu bringen wäre. Sie ist nämlich mit — mit Auskehren beschäftigt und Sie wissen ja — nein, Sie können das vielmehr noch nicht wissen, daß man gut thut, in solchen Zeiten den Frauen ein wenig aus dem Wege zu gehen.“ Mit diesen Worten complimentierte Schwämmle den verblüfften Assistenten nebst seinen Zeitungen gerade noch zur rechten Zeit zur Thüre hinaus, denn hochgerödet nahe von der andern Seite soeben seine Gattin. Herr Schwämmle hatte gehofft, daß, wenn sich sein Leneel bei Kathrin ansgelollert haben würde, er jetzt endlich einmal Ruhe bekäme — als wenn jemand sich dadurch abkühlen könnte, daß er in Eise gerät. Frau Schwämmles Kampflust war im höchsten Grade erregt und mit dem einen Opfer, der Kathrine nämlich, hatte sie lange noch nicht genug, sie lehnte nach einem zweiten: dem Herrn Assistenten. Sie konnte die Zeit kaum erwarten, diesem seinen Standpunkt recht klar zu machen. Eine

Kündigung sollte den Schlussspekt bilden und den andern Morgen sollte Mathilde in aller Frühe ein paar Wochen zu den Großeltern, damit sie den Assistenten nicht mehr sehen oder gar sprechen konnte. — Frau Schwämmle dankte Gott, daß es zwischen den jungen Leuten bis jetzt noch zu keiner Erklärung gekommen, es war zu hoffen, den Unwürdigen in kürzester Zeit aus Mathildens Herzen auszurotten.

Ein qualvolle halbe Stunde verstrich für Schwämmle — vielleicht die qualvollste seines Lebens. Seine Frau wandelte wie ein perpetuum mobile von einem Fenster zum andern, immer wieder den Brief durchlesend und des Augenblicks harrend, wo sie ihn dem Herrn Assistenten vor die Füße werfen konnte. Schwämmle, der das Opfer gerne der unvermeidlichen Katastrophe

entzogen hätte, sah endlich die Unmöglichkeit ein, es länger zu verbergen — mit einem schweren Seufzer begann er dessen Auslieferung: „Liebe Frau, begann er so sanft als möglich, „Herr Bengel war vorhin da, ich habe ihn aus Schonung für dich gebeten, lieber in die „gute Stube“ zu gehen, ich dachte, es sei —“ „Wann hast du das gethan, Unglücksfeligster, wie lange ist er schon dort,“ freischte Frau Schwämmle ihren Gatten an, daß dieser anfang zu fürchten, seine Frau habe vor Ärger und Aufregung den Verstand verloren.

„Dreiviertel Stunden etwa mögen es her sein, daß —“ „Dreiviertel Stunden, Himmel und Erde! Mann, bist du toll? Mathilde ist ja in der guten Stube und du schickst den Assistenten zu ihr? Jetzt ist das Unglück fertig — was kann er ihr in den dreiviertel Stunden

alles gestanden haben — kommt denn heute alles über mich?“ Händeringend lief Frau Schwämmle abermals im Zimmer auf und ab. Auch Schwämmle war betroffen über diese Eröffnung. „Wie konnte ich denn das wissen?“ sagte er endlich mit gebrochener Stimme.

„Das hättest du dir denken müssen. Du weißt doch, daß in vier Wochen dein Geburtstag ist; du weißt doch, daß deine Hausmütze alt und schäbig ist; du weißt doch, daß dir die Kinder gerne eine Überraschung bereiten; du weißt doch, daß man diese nicht in deiner Gegenwart machen kann; und nun behauptest du, daß du nicht wissen kannst, daß Mathilde in der guten Stube sitzt. Mit ein bißchen Nachdenken hätte dir dies alles einfallen müssen.“

Weiter kam Frau Schwämmle nicht, die Thüre flog

auf und ihr an den Hals Mathilde mit dem Ausruf: „Mutter, dein stiller Wunsch ist erfüllt, ich bin Alberts Braut!“

Auch um Herrn Schwämmle legten sich ein paar Arme und eine Stimme flehte um seinen väterlichen Segen, doch konnte er nicht sehen, wer es war, denn es war ihm ganz schwarz geworden vor den Augen und er klammerte sich an den Umarmenden an, um nicht unzufinken. Nun ist es aber immer so gewesen, so lange die Welt steht, daß in den weisevollsten Momenten des Lebens die Prosa mit kalter nüchterer Hand mitten hineingreift in die allgemeine Ubergläufigkeit und die Menschen von dem im Fluge erreichten Höhen auf die Erde zurückbringt.

„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“



„Sie werden gütigst verzeihen,“ sagte eine weitere Stimme, „ich bin mit dem Tapezieren fertig.“

wäre schon so frei gewesen,“ sagte der Tapezier, der außer Zweifel war, daß ihm diese Aufforderung galt, „aber ich kann meinen Rock nirgends finden, in Hemdärmeln werde ich doch nicht wohl fortgehen können.“

„So suchen Sie sich Ihren Rock!“

„Ich suchte schon eine halbe Stunde darnach, ich meine, d. h. Ihre Köchin meint — daß Sie ihn vielleicht mitgenommen hätten.“

„Ich Ihren Rock mitgenommen, sind Sie bei Sinnen? Was soll ich denn mit Ihrem Rock anfangen?“

„Ihre Köchin meint, Sie hätten ihn vielleicht angebürstet — er war ein wenig standig — ich meine, er liegt dort auf Ihrem Stuhl — er ist ja beinahe nicht wieder zu erkennen — ach Madame, es ist zu freundlich von Ihnen, sich soviel Mühe meinethalben

zu geben — haben Sie vielleicht auch meinen Hut gleich mit ausgebürstet, er ist nämlich auch nicht zu finden.“

„Was fällt Ihnen denn ein? Dieser Rock gehört dem Herrn Assistenten.“ Obgleich das verhängnisvolle Kleidungsstück ein ziemlich anständiges Aussehen bekommen hatte durch all die Mühe und Seife, die daran gewendet worden waren, so weigerte sich der Herr Assistent doch ganz entschieden, diesen Rock als den feingungen anzuerkennen, und es blieb nichts anderes übrig, als ihn dem Tapezier auszuhändigen. Als dieser merkte, daß auch ein neuer Rockhaken angenäht worden war, brach seine Dankbarkeit von neuem los.

„I, wo denken Sie hin,“ sagte Frau Schwämmle empört, „ich werde Ihre Kleider ausputzen und flicken. Das hat die Kathrine gethan, das einfältige Ding. Wo wir selbst Arbeit genug haben, kümmert sie sich auch noch um Dinge, die sie gar nichts angehen. Warten Sie einen Augenblick, ich will sie gleich einmal vornehmen, ob sie nicht am Ende auch Ihren Hut ausgebürstet hat.“ Frau Schwämmle eilte hinaus und kam nach einer Weile mit dem Hute zurück, der auch „wie neu“ aussah, wenigstens wie der Tapezier freudstrahlend erklärte.

Frau Schwämmle war froh, sich noch so glücklich aus dieser Affaire gezogen zu haben, und sah sich jetzt nach ihrer Tochter um, die sich mit „ihrem Albert“, wie sie ihn ja bereits genannt hatte, in eine Fenster-Nische zurückgezogen hatte. „Der Assistent, ich hätte ein paar Worte mit Ihnen allein zu sprechen,“ sagte sie so gefast als möglich.

„Erlauben Sie mir noch eine Frage,“ sagte der Tapezier zwischen Thür und Angel stehend.

„Wir, sind Sie denn immer noch da?“ fragte Herr Schwämmle, um doch auch endlich einmal etwas zu sagen — es war die überflüssigste Frage, die er stellen konnte, denn jedermann konnte sehen, daß der Tapezier noch da war; doch dergleichen Fragen werden zu oft gestellt, um noch aufzufallen.

„Ich vermiße,“ sagte der junge Mann, alle Rocktaschen durchsuchend, „noch einen Brief, ich weiß gewiß, daß er in der Brusttasche steckt.“

„Nun, denken Sie am Ende, ich hätte auch Ihren Brief weggenommen?“ Frau Schwämmle sagte das sehr spitz und gedachte damit dem jungen Mann die Lust zu nehmen, weitere Fragen zu stellen. Doch Herrn Schwämmle, der sonst in seiner Auffassung stets etwas schwerfällig war, ging jetzt ein ungeheures Licht auf, und ohne auf die Blicke und Rippenstöße seiner Frau zu merken, rief er hochfroh aus: „Ach Fenerl, das ist gewiß der Brief, den du mir vorhin vorgelesen — sagen Sie einmal, junger Mann, sind Sie vielleicht der Sohn eines Schuhmachers?“

„Jawohl, das bin ich.“

„Haben Sie vielleicht mehrere Geschwister?“

„Ja wohl, die habe ich.“ — Frau Schwämmle sah voraus, daß, wenn sie ihren Mann gewähren ließ, dieser noch den ganzen Brief abfrage, und sie blühte sich deshalb ganz harmlos nach einem Papier, das sie soeben heimlich unter den Tisch praktiziert hatte, und fragte unbefangen: „Ist dies Papier da vielleicht der von Ihnen vermißte Brief?“ — „Ja, ja, danke verbindlichst, ich habe die Ehre, mich zu empfehlen!“ und mit diesen Worten empfahl sich der Überflüssige endlich wirklich. Indes war aber Herrn Schwämmle noch ein Licht aufgegangen. „Ach, liebes Fenerl,“ rief er ganz glücklich aus, „nun kann alles noch gut werden, das waren also nicht die Eltern unseres Herrn —“

— „So schweig doch nun, um Himmels willen, altes Blappermaul.“ klisterte Frau Schwämmle ihrem Gatten in aller Eile zu, nahm ohne weiteres die vorhin unterbrochene feierliche Situation wieder auf und umarmte ihre Mathilde mit den Worten: „Liebes Kind, wie freue ich mich über dein Glück,“ so daß auch Herr Schwämmle sich autorisiert fand, ihrem Beispiel zu folgen und Herrn Beugel den erlebten väterlichen Segen nicht mehr länger vorzuenthalten. — Titel Sonnenschein herrichte am

Horizonte der Familie Schwämmle, der vor kurzem noch von so drohenden Wetterern umzogen gewesen.

In der Küche spielte sich indes auch ein kleines Drama ab, das ebenfalls einer glücklichen Lösung harrete.

Mit verweinten Augen stand Kathrine am Küchentisch und schälte Kartoffeln, als der Tapezier zu ihr trat, um ihr zu danken für ihre Mühe und ihr dabei zu erklären, was sie für ein ausgezeichnetes Mädchen sei. Kathrines Kummer brach von neuem los bei Erwähnung des unglückseligen Rockes. „Ach, ich hab' ihn ja gar nicht“ — „erkannt,“ unterbrach der junge Mann die Weinende; „ausgebürstet“ hatte Kathrine sagen wollen. „Und der Rockhaken, wie schön haben Sie diesen angenäht — würden Sie alle Rockhaken meines künftigen Lebens“ — „Ach, Frau Schwämmle hat ja“ —

„Sie wegen Ihrer Sorgfalt ausgezankt,“ unterbrach sie der Tapezier. — „Den Rockhaken selbst angenäht,“ hatte Kathrine sagen wollen. „Reden wir nicht mehr von der Sache,“ fuhr der Jüngling fort. „Sie haben Ihre schönen Augen schon viel zu rot geweint wegen dieser Geschichte, die doch Ihre Tugenden in so schönes Licht gesetzt,“ jetzt ergriff er Kathrines Hand — „Schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen“ — Kathrine schob den Stühlschen von sich. „Ach, gehen Sie doch, wenn jetzt die Madame käme, da ginge der Tanz von neuem los.“

„An welchem Brunnen holen Sie denn Abends Wasser, ich muß Sie sprechen.“



„Schon lange suche ich nach einem solchen Mädchen.“

„Wir haben Wasserleitung im Hause, ich hole kein Wasser.“

„Verwünscht, wenn nur alle Wasserleitungen zum Ruckuck führen, jede Gelegenheit, mit einem weiblichen Wesen ein Gespräch anzuknüpfen, ist auf diese Weise mit abgeleitet; haben Sie denn abends gar nichts zu holen?“

Kathrine besann sich. „Es muß halt die Kage wieder einmal den Lampencylinder zerbrechen, sonst wüßte ich keinen Rat.“ — „Thun Sie das, liebe Kathrine, vielleicht ist die Kage so gefällig, gleich noch einige Töpfe und Gläser mitzuzerbrechen — von 8 Uhr an werde ich am Hause auf- und abgehen.“

In diesem Abend wurde freilich nichts aus Kathrines Vorhaben. Es sollte Verlobung gefeiert werden, und Herr Schwämmle hatte sich ausgebeten, daß er durch ein lukullisches Mahl für sein verunglücktes Vesperbrot entschädigt würde. Kathrine hatte kaum Zeit, den jungen Mann von diesen Zwischenfällen zu unterrichten. Der Cylinder durfte sich noch das Verlobungsfest mit ansehen — doch am andern Abend ging er entzwei, und nach einigen Tagen wieder einer und der Milchtopf dazu, alles hatte die Kage verbrochen. Als alles endlich wieder ins alte Geleis zurückgekehrt war, dachte Frau Schwämmle daran, sich Kathrines, die doch eigentlich, wie sie jetzt erkannte, ganz unschuldigerweise fortgeschickt werden sollte, wieder zu sichern. Frau Schwämmle that ein übriges und versprach ihr einen höhern Lohn, doch die Lubantbare erklärte, nicht mehr länger zu bleiben, denn sie sei jetzt die Braut jenes Tapeziers, dessen Rock so viel Aufregung und so viel Freude ins Haus gebracht hatte.

Ein Socialdemokrat.



„Röhle“ zu Plumpsberg saßen der Oberförster, der Forstgehilfe, der Bürgermeister und einige Gemeinderäte am

runden Tisch, tranken ein Glas Wein und sprachen über mancherlei. — In Berlin war gerade der Landtag beieinander und vollzog das vom Heiligen Vater erlassene Todesurteil über die Waigefetze — da fehlte es nicht

an Stoff zum Kanngießern, und an dem runden Tische ging es lebhaft zu.

An einem Seitentische saß ein einzelner Gast hinter einem Glase Schnaps — rote Haare, Knebelbart, gewürfelte Hosen, gelbe Weste und grüner Frack.

Er sah etwas sonderbarlich und nicht sehr proper aus. Aber sein Mundwerk war geläufig, denn er schwagte in alles hinein, was die Herren am andern Tische sprachen, und — als säße er im Reichstage, so machte er hämische Bemerkungen, brach in höhnisches Gelächter aus und benahm sich „nach berühmten Mustern“ sehr fleghaft.

Der Oberförster warf einen finstern Blick hinüber: „Herr Bürgermeister, wer ist denn der unverschämte Mensch dort, der sein freches Maul in alles hängt? Sieht aus wie ein Schneider!“

„Ist auch einer,“ erwiderte der Bürgermeister. „Ein Fliedschneider, schießt aber keine Nadel mehr. Schneider jetzt in der Politik und kauft Schnaps dazu.“

Der Bürgermeister hatte laut genug gesprochen, daß der Schneider es hören konnte.

„Was geht's Euch an, Bürgermeister?“ meckerte dieser. „Nehmt Euch inacht, daß ich Euch nicht noch einmal etwas am Zeug fließe. Röhlewirt, noch einen, ich trinke meinen Schnaps als freier Mann!“

Der Oberförster lachte. „Halt dein Maul, Schneider,“ rief der Ratschreiber.

„Siehst du nicht, daß du in anständiger Gesellschaft bist?“

„Fürstendiener! Reaktionäre!“ knurrte der Schneider, „von Euch laß' ich mir das Maul nicht verbieten!“

„Herr Heinrich,“ sagte der Oberförster zum Forstgehilfen, „Herr Heinrich, bitte, öffnen Sie das Fenster dort. Es wäre schade um die Scheiben.“

Der Schneider erhob sich und machte eine spöttische Verbeugung: „Frische Luft, Herr Oberförster! Wenn nur die armen Teufel auch davon hätten, die Sie heute wieder haben einpersen lassen von wegen dem bißel Forstfrevel. Hat nicht unser Herrgott das Holz wachsen lassen für alle Menschen? Aber in Ihrem Walde wächst auch Galgenholz, Herr Oberförster! Ja!“

Nach dieser Herzensergießung setzte sich der Demokrat mit dem stolzen Bewußtsein: „Dem hab' ich's einmal gesagt.“

„Herr Bürgermeister, bitte, machen Sie ein bißel Platz,“ sagte der Oberförster ganz ruhig, erhob sich und trat an den Tisch des „freien Mannes“. „Du hast ganz recht, Schneider, in meinem Walde wächst auch Galgenholz. Zum Galgenholz gehört aber auch ein Galgenstrick, und der bist du! Auch etwas frische Luft kann dir nicht schaden, darum . . .!“ mit diesen Worten packte der Oberförster den Schneider, zog den zappelnden Demokrat über den Tisch und warf ihn zum offenen Fenster hinaus, auf des Röhlewirts Rasenplatz. Die Gesellschaft stürzte lachend an das Fenster, um sich an dem ohnmächtigen Wüten des erbosten Schneiders zu ergötzen.

Aber ihre Erwartungen wurden getäuscht. Nachdem der Schneider sich auf dem Rasenplätze zweimal überschlagen hatte, sprang er wieder auf die Füße und starrte ganz verblüfft nach dem Fenster: „Donnerwetter! Ich bin doch schon oft hinausgeworfen worden, aber so ausgezeichnet noch nie! Respekt davor! Darf ich jetzt wieder hineinkommen?“

Eine Minute darauf trat der Schneider wieder in die Stube.

„Herr Oberförster, alle Hochachtung!“ und setzte sich wieder an seinen Tisch, als ob nichts vorgefallen wäre. Röhlewirt, jetzt noch einen Extratschnaps! Herr Oberförster, auf Ihr Wohlsein!“